

# HUMOR IST EINE ERNSTE SACHE



JULI – 2022

Ich möchte den Begriff  
der Moral wieder positiv  
besetzen. Darf ich?  
Von *Bänz Friedli*

Ausgerechnet die Sprache verschlägt es mir, mein Arbeitsinstrument. An diesem Abend in Münchenbuchsee bei Bern ist es unmöglich, wie gewohnt ein paar launige Worte zur Aktualität zu verlieren, der 24. Februar ist kein gewöhnlicher Donnerstag: Wladimir Putin hat am frühen Morgen seine Bomber und Panzer ausgeschickt und einen Krieg losgebrochen, der alle Vorstellungen dessen sprengt, was wir in Europa noch für möglich gehalten haben.

Ich stehe auf der Bühne des «Bären»-Saals und sollte lustig sein. Stattdessen ringe ich um Worte, verstumme schliesslich ganz. Und mit mir verstummen die 150 Menschen im Raum, eine ungeplante Schweigeminute. «Der Typ, der in Moskau an einem langen Tisch sitzt», setze ich dann an, «dieser, dieser...» Erneut für lange Sekunden knisternde Ruhe, bis aus der hintersten Reihe einer ruft: «Säg eifach! Dää gruusig huere Siech!»

Das Lachen, das folgt, hat etwas Kathartisches. Verrückt, aber es wird ein heiterer Abend im «Bären». Weil es befreiend und tröstlich ist, sich der eigenen Rat- und Machtlosigkeit gemeinsam bewusst zu werden. Ich schreibe hier als Kabarettist, der durchs Land zieht. Als Betroffener oder, wie Sie wollen, als Befangener.

Was hilft, wenn ein Despot jungen Männern befiehlt, ein anderes Land zu überfallen und dort Frauen, Männer und Kinder zu vergewaltigen, zu verstümmeln, zu töten? Was wird mir in den folgenden Wochen helfen, die Geschehnisse einzuordnen? Die Moral – sie macht mein Denken und Handeln erst möglich. Leider ist sie verpönt. «Was darf Satire? Alles ausser moralisieren», lautet die Schlagformel, gern auch vom angeblichen Doyen der Branche kolportiert, Viktor Giacobbo: «Der Humor kränkelt zurzeit an einer gewissen Moralisererei, was wohl glücklicherweise in der nächsten Welle wieder verschwindet», gab er dem «Blick» zu Protokoll. Mich stört das Narrativ, wonach Moral für Satirikerinnen und Humoristen hinderlich sei, und wenn ich das Modewort «Narrativ» verwende, meine ich, dass manche die Mär von der bösen Moral unreflektiert nachplappern.

Für ihren scheint's «rabiatischen Moralismus» wird die irische Schriftstellerin Sally Rooney in der NZZ kritisiert – sie wollte einen Roman nicht ins Hebräische übersetzen lassen, um ein Zeichen gegen die Apartheidspolitik gegenüber dem palästinensischen Volk zu setzen.

Der «Tages-Anzeiger» geisselt den «linken Rigorismus, der seine Intoleranz als Aufklärung verkauft». Es geht um «genussfeindliche Moralisten», als wäre «moralisch» ein Gegenbegriff zu «liberal», als stünde Moral für Einschränkung, Verbot, Korsett.

Verdammt noch mal, es geht nicht ohne Verzicht! Wir haben es uns zu hübsch eingerichtet in einer Welt, in der wir stets alles bekommen zu können meinen, hurtig bestellt, rasch geliefert –  
50 Zalando hier, Galaxus da. Aber, sehen Sie? Schon

bin ich am Moralisieren. Und die Moral hat ein schlechtes Image: «Moralapostel», «moralinsauer», «Moralfinger». Moralisch gilt als Synonym für besserwisserisch, einengend, für religiös eifernd und geifernd gar.

Ich möchte den Begriff wieder positiv besetzen. Darf ich?

Seit Februar glich keine Vorstellung der anderen. Zunächst war das Publikum in Schockstarre, dann spürte ich die schiere Begierde, sich mit allem, was in der Ukraine geschah, auseinanderzusetzen, schliesslich den Verdruss. Auf meine Bemerkung, man werde zynisch, wenn man sich jeden Tag die Bilder des Kriegs anschauen müsse, rief in Küsnacht am Rigi einer aus den Rängen: «Muesch ja nid luege!» Doch, ich erachte es als Bürgerpflicht, informiert zu sein. Und als Pflicht des Humoristen, sich den aktuellen Themen zu stellen.

### Nicht von der Bühne herab belehren

Ich kann doch im Jahr 2022 nicht Satire machen und zum Völkermord in chinesischen Konzentrationslagern schweigen. Zum Unrechtsstaat Katar, der sich mit unlauteren Mitteln eine Fussball-WM samt Weltaufmerksamkeit erkaufte hat. Und zu unserem Kleinstaat, der sich seiner Neutralität rühmt und an beide Seiten Scharfschützengewehre und Granatenwerfer geliefert hat, an Russland und die Ukraine, ganz neutral. Wie anders als mit Moral wollte ich all dem begegnen?

«Gern schimpfe ich auf meine Kollegen», diktierte die österreichische Satirikerin Lisa Eckhart der «NZZ am Sonntag». «Die liefern nur noch Haltung und Meinung – und das ist keine Kunst. Eine Haltung hat für mich etwas dermassen Militantes, dass wir schon beim Theweleitschen Körperpanzer sind, aber ideologisch gewendet. Eine Haltung halte ich für gefährlich.»

Da schimpfe ich, mit Verlaub, gern zurück. Denn wozu, wenn nicht um der Moral willen, stellen wir uns auf die Bühne? Um unserer selbst willen? Weil wir unser Gesicht vor eine Kamera halten wollen? Nein! Um der Sache willen, der Hoffnung auf eine faire, gerechte Welt, der Idee von Solidarität, friedfertiger Gemeinschaft.

Im aktuellen Bühnenstück «S isch kompliziert» gebe ich zu, von der Informations- und Desinformationsflut überfordert zu sein, mir von gewissen Vorgängen kein genaues Bild machen zu können. Aber, Hand aufs Herz! Wir stellen uns auf eine Bühne, weil wir das Gute wollen, das Menschliche suchen, der Wahrheit möglichst nahe kommen möchten. Alles andere wäre selbstgefälliges Sichzur-Schau-Stellen: Ego-Show. Wir sollten gerade auch in der Kunst etwas tun, was nicht dem Einzelnen dient, sondern der Gemeinschaft.

Frau Eckhart darf mich gern auslachen. Wie raunte Musiker Büne Huber einst so wunderbar salopp? «Gutmensch, na und? Lieber ein guter Mensch als ein schlechter.» Was bleibt denn vom Humor, wenn keine Haltung mehr dahintersteckt?

Er verliert sich in Beliebtheit, ist wahlweise nur noch rabenschwarz um des Schockierens willen oder furchtbar lustig. Und dazu ist Humor mir eine zu ernste Sache.

Was soll mich leiten, wenn nicht Menschenfreundlichkeit? Natürlich sind Haltung und Meinung allein noch keine Kunst. Aber ohne Haltung und Meinung ist Kunst nicht möglich. Ohne einen Wertekompass können wir gar nicht denken. Wenn wir nicht verurteilen, was Menschen anderen Menschen antun, wenn wir den Sadismus nicht als etwas moralisch Verwerfliches abgespeichert haben, können wir keine Kunst machen. Ich jedenfalls kann mir eine künstlerische Tätigkeit ohne ethisches Bewusstsein nicht vorstellen.

Was nicht heisst, dass ich von der Bühne herab belehren möchte. Spott und Häme fallen mir zunehmend schwer. Je mehr während der Pandemie die Rechthaberei grassierte, desto unsicherer wurde ich mir meinen eigenen Positionen. Heute versuche ich, mit allen Zweifeln hinzustehen – und empfinde das Auftreten vor Publikum als beglückend, weil ich es als Austausch begreife. Mich fasziniert die Dynamik eines Abends, die Energie, die fliesst.

Der Bundesrat setzte zu Kriegsbeginn nur zögerlich Sanktionen um. Witze darüber waren gern gehört. Erst nach Wochen goutierte das Publikum es indes, wenn ich Wolodimir Selenski einen Influencer nannte, weil er so eifrig Videobotschaften verbreitet, stets kundengerecht abgestimmt. Einen Theaterabend verstehe ich als Gespräch. Und ich kann nicht weitergehen, als das Gegenüber zuzuhören bereit ist. Im Basler «Tabouretli» genügt eine Andeutung – und ein Raunen geht durchs satiregewohnte Publikum. In Widnau im Rheintal erfuhr ich warmen Zuspruch, weil ich die Frage aufwarf, ob wir angesichts der Greuel überhaupt noch fröhlich sein dürften. Oft spüre ich eine kollektive Erleichterung im Raum, sei es nur, weil die Zuhörenden und ich uns in der Unentschlossenheit verbünden, was denn nun das moralisch Richtige sei.

### **Kunst soll gegenüber allen kritisch sein**

Auch ich habe schon einen Künstler moralisch verurteilt, den Songwriter Ryan Adams. Verehrt hatte ich ihn nur schon wegen des einen Liedes, «Oh My Sweet Carolina». Dann aber berichteten zahlreiche Nachwuchsmusikerinnen, Adams habe sie gedrängt, mit ihm zu schlafen. Eine minderjährige Bewunderin meldete sich, mit der er Textnachrichten voller sexueller Anspielungen ausgetauscht hatte. Gewalttätig soll Adams nicht gewesen sein, dennoch entstand das Bild eines Mannes, der seine Bekanntheit ausgenutzt, etliche Frauen drangsaliert und verächtlich behandelt hatte. Da war sie wieder, die alte Frage, ob man ein Werk von seinem Erschaffer trennen kann. Dürfen die Radios noch Michael Jackson spielen, falls er wirklich Knaben missbraucht hat? Und warum wird Regisseur Roman Polanski, der Vergewaltiger und Kinderschänder, weiterhin mit Filmpreisen geehrt?

Die Rapper Kollegah und Farid Bang hingegen sind noch keine Täter, wenn sie ein rüdes Sittengemälde aus der deutschen Vorstadt malen, wo es um Imponiergehabe, Zuhältereie und Bandenkrieg geht. Wir müssen ihnen zubilligen, dass es sich um eine Sozialreportage handelt, um Parodie, Masquerade. Kunst darf das. Was aber darf der Künstler? Richard Wagner war Antisemit, Bertolt Brecht ein Scheusal gegenüber Frauen. Und wie müssen wir rückwirkend die Songs der Rockband Noir Désir beurteilen, nachdem ihr Sänger Bertrand Cantat im Drogenrausch seine Frau getötet hat? Ryan Adams jedenfalls mochte ich nicht mehr hören, in meinen Playlists ersetzte ich ihn eigens mit einer jungen Sängerin gleichen Nachnamens, Ellen Adams; sie hatte in einem Blog trefflich mit ihrem einstigen Idol Ryan abgerechnet.

Zwei, drei Monate später spielt mein iPhone mir im Shuffle-Modus «Oh My Sweet Carolina» auf die Kopfhörer. Schon singe ich, unterwegs auf dem Rennvelo, innerlich mit, summe halblaut: «Oh my sweet disposition, may you one day carry me home ...» Dann erst setzt das Denken ein. Verflucht! Man darf Adams' Songs nicht mehr hören. Sänge er doch bloss nicht so verdammt schön, der Schuft!

Die Kunst selber darf die Moral ritzen. Der Drill-Rap unserer Tage tut es, der Blues-Musiker Sonny Boy Williamson tat es 1937 in «Good Morning, School Girl» genauso. Elvis beendete mit einem Hüftschwenk die Sexualmoral einer ganzen Epoche. Alles darf Kunst, solange sie der moralischen Reflexion dient.

Mir schwebt die Rolle des Narren vor, der benennt, was andere nicht aussprechen dürfen – bestenfalls, indem er zum Lachen verführt, über andere und sich selbst. Denn gewiss sollten wir zuallererst unser eigenes Verhalten hinterfragen, gerade auf der Bühne. Meine Klimasünden? Lege ich offen dar. Kunst soll gegenüber allen kritisch sein, die heucheln, verlogen sind und Macht missbrauchen.

Wenn aber nur noch Unterhaltung gefragt ist, die auf Haltung verzichtet, bliebe bloss noch Comedy, sauglatt um des Lustigseins willen. Sie interessiert mich genauso wenig wie das sarkastische «Mir ist alles scheissegal, ich ziehe alles und jeden durch den Dreck» gewisser Comédiennes. Dass Wladimir Putin «einen kurzen Schwanz» habe, wie Hazel Brugger es am deutschen Fernsehen zum besten gab, ist zu kurz gegriffen, dass er «untervögelt» sei, der missratene Versuch von Kollegin Lisa Christ, eine oft stereotyp gegen Feministinnen gewendete Formel umzukehren. Solcherlei Humor war dem Grauen des Krieges in den ersten Wochen schlicht nicht angemessen.

Schweigen wäre besser gewesen. Schweigen ist erlaubt, wenn unser gewohntes Denken nicht mehr greift, wenn selbst die Sprache uns versagt.